

Aleida Assmann, *Die Wiedererfindung der Nation. Warum wir sie fürchten und warum wir sie brauchen*, München: C. H. Beck 2020, 334 S., 18.- €, ISBN: 978-3-534-27340-9

Der Titel des Buches ist eindeutig. Mit dem „wir“ sind „wir Deutschen“ gemeint. Die Autorin setzt ihre Ausführungen mit dem Kapitel „Die These: Überwindung und Wiederfindung der Nation“ ein. Sie kann sich mit der Antwort eines ungenannten Politologen auf ihre Frage, was er zum Begriff der Nation zu sagen hätte, nicht abfinden. Er habe wie „aus der Pistole geschossen“ gesagt: „Das Standardwerk zu dieser Frage ist immer noch Michael Zürns *Regieren jenseits des Nationalstaates*.“¹ (S. 23) Assmanns Antwort hierauf lautet, dass sie sich seit längerer Zeit Sorge mache,

„wie gutmeinende aber auch realitätsblinde und in ihrer kritischen Grundhaltung erstarrte Intellektuelle die wachsende politische Gefahr verkennen, die von diesem Ignorieren ausgeht. Die Wiederfindung der Nation ist eine wichtige Aufgabe, die gemeinsame Aufmerksamkeit verdient.“ (S. 23 f.)

Hierbei dürfe man Nation und Nationalismus nicht gleichsetzen, man müsse lernen, mit „Nation auch positive Werte und Ideen zu verknüpfen.“ (S. 24) Bemerkenswert sei in dieser Hinsicht das *Manifest für eine bessere Nation* von Jill Lepore, aus dessen Klappentext Assmann zitiert: „Wer den Liberalismus gegen die autoritäre Welt unserer Zeit verteidigen will, der muss die Nation neu denken.“ (S. 24)

In der Folge nimmt die Autorin Stellung zu Ideen der Abschaffung bzw. Auflösung des Nationalstaates. Für ersteres steht Menasses Europaprojekt, für das zweite Alexander Thielers *Der gefräßige Leviathan. Entstehung, Ausbreitung und Zukunft des modernen Staates*, ein Buch, das auf mehreren

¹ Michael Zürn, *Regieren jenseits des Nationalstaates. Globalisierung und Denationalisierung als Chance*, Frankfurt/M 1998

Seiten referiert wird. Am Ende kommt Assmann zu dem Schluss, dass trotz vieler Erscheinungen der Denationalisierung durch Modernisierung und Globalisierung der gefräßige Leviathan nicht siegen werde, abgesehen davon, dass die Vision der Denationalisierung „ein spezifisch deutscher Traum“ zu sein scheint, „der auf den spezifisch deutschen Alptraum des Nationalsozialismus antwortet.“ (S. 46) All dem hält sie ihre und nicht nur ihre Vorstellung von der EU als einer Eidgenossenschaft entgegen. Als solche

„könnte die EU ihre Nationen schützen und klare Schranken errichten gegen die fortschreitende Nationalisierung von Nationalstaaten.“ (S. 59)

Im zweiten Kapitel „Zur Grammatik der Identitäten“ fordert Assmann, den Begriff Identität von seiner Isolation zu befreien und ihn in dem „dreigliedrigen Begriffscluster *Identität, Gedächtnis* und *Kultur* zu betrachten.“ (S. 72 – kursiv im Original). Alle drei Begriffe hätten in den 1990er Jahren ihre Bedeutung verändert, hin zum Kollektiven erweitert. Es würden „immer größere Wir-Gruppen, die, überkommen oder selbstgewählt, unser Leben bestimmen, indem sie Besonderes mit Allgemeinem und Individuelles mit Gemeinsamen verbinden“ (S. 99), aber es gebe auch Gefahren – gemeint ist innerhalb der EU –, die es zu bannen gilt.

Dazu sei eine „Grammatik nationaler Narrative“, wie das dritte und längste Kapitel überschrieben ist, vonnöten. Die zentrale Gestalt, der Assmann größte Sympathie entgegenbringt, ist die schon erwähnte Jill Lepore. Sie mache sich in ihrer über tausendseitigen Geschichte Amerikas für den Verfassungspatriotismus in einer Weise stark, die man bei anderen Historikerinnen und Historikern nicht finde, indem sie den gleichsam immerwährenden Kampf um die Einhaltung der von den Gründungsvätern formulierten Werten schildert, wonach „alle Menschen gleich geboren und mit unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind“.

In den weiteren Partien des dritten Kapitels geht es um konkrete Narrative der deutschen, aber auch israelischen und

flüchtig der österreichischen, spanischen und polnischen Bewältigung bzw. Nicht-Bewältigung dessen, was man einst gemeinhin zur Nationalgeschichte gerechnet oder aus ihr ausgeblendet habe, ferner darum, wieweit man sich mit nationalen Symbolen identifizieren könne. Assmann erinnert sich hierbei an ihren Amerikaaufenthalt in jungen Jahren, als sie ohne weiteres jeden Tag den Fahrenschwur „Freiheit für alle“ leistete, ohne darüber nachzudenken, warum es in ihrer Klasse alle möglichen Einwandererkinder gab, nur keine Schwarzen.

Das dritte Kapitel endet mit den Ausführungen „>Deutschlands Wiedergeburt< oder Was die Deutschen über ihre Narrative wissen sollten“. Eine Fortsetzung dessen stellt das letzte Kapitel dar, in dem die Geschichte Deutschlands seit der Wiedervereinigung beleuchtet wird. Assmann fragt sich, inwieweit sie gelungen ist. Sie wird hier sehr persönlich, bekennt sich zu der Generation der Westdeutschen, die nicht mehr an die Möglichkeit der Schaffung eines Gesamtdeutschlands glaubte, aber sich in die neue Situation einzufinden wusste und sie als Gewinn erkannte. Sie zitiert aus einem privaten Briefwechsel mit einer Ostdeutschen, die aufs eifrigste die DDR als einen Staat verteidigt, in dem alle SS-Männer und Mitglieder der NSDAP entlassen wurden und man im Geiste des Pazifismus und Antifaschismus erzogen wurde. Assmann wirft an dieser Stelle ein, dass sie als Schülerin dank der guten Beziehungen eines Lehrers zu SED-Funktionären mehrmals die DDR besucht habe (S. 259). Auf die Weise hat sie, will sie sagen, die Notwendigkeit des gegenseitigen Verstehens verinnerlicht und könne sogar die Argumentation der Ostdeutschen nachvollziehen. Aber die Wirklichkeit der gegenseitigen Wahrnehmung ist eine andere. Es gab nun einmal vierzig Jahre lang unterschiedliche Diskurse. „Die deutsche Nation ist zwar *vereint*, aber *verneint*“, konstatiert die Verfasserin,

„weil sie bisher kein gemeinsames Ost-West-Narrativ zustande gebracht hat und die Geschichte der Sieger (gemeint ist Westdeutschland – K.S.) das Narrativ bisher einseitig dominiert.“

Ein „politisch administrativer Akt von oben“, der Anschluss der fünf neuen Länder an die Bundesrepublik, habe „die friedliche Revolution der Bürgerbewegungen, die von unten kam und die Wende eingeleitet hat“, überlagert (S. 310 – kursiv im Original).

Es ist leider, wie mir scheint, kaum zu erwarten, dass sich ein solch gemeinsames Narrativ herausbilden wird, dazu sind die Erlebniswelten der Menschen in beiden deutschen Staaten zu unterschiedlich gewesen. Hinzu kommt, dass die Abkehr des Westens vom Osten Europas insgesamt, die bis heute währt, sich sogar zu vertiefen scheint. Das Gefühl, nach 1989 über den Tisch gezogen worden zu sein, nimmt mittlerweile mit der Dominanz des westlichen Kapitals in Osteuropa zu. Man erkennt immer mehr, dass nicht nur wirtschaftliche, sondern vor allem politische Schwäche der osteuropäischen Staaten nach der sogenannten Wende die Ursache für diese fatale Entwicklung war. Assmann blendet in ihrem Buch leider diese sowie ökonomische Fragen so gut wie ganz aus. Die Dynamik der Staaten, auch Nationen genannt – die Autorin verweist darauf, dass im Englischen *state* und *national state* synonym verwendet werden – hängt nun einmal von ihrer Wirtschaftskraft ab. Im Bundestag hört man regelmäßig die Klage, dass Deutschland als Wirtschaftsstandort nicht mehr einen der ersten Plätze einnehme. Im Jahre 2019 sei es um vier Plätze vom dritten auf den siebten zurückgefallen. Immerhin befinde es sich unter den ersten zehn. Hinzuzufügen wäre, dass es in Europa nach wie vor den ersten Platz einnimmt. Für die sogenannten Osis spielt dies keine Rolle, aber im europäischen Ausland, in den Nachbarstaaten – auf die die Autorin nur selten zu sprechen kommt – ruft dies die verschiedensten Gefühlsreaktionen hervor. Dort hat man den Eindruck, dass Deutschland ein äußerst gut funktionierender und vor allem starker Staat ist, dem es noch dazu gelang, mit dem Bild des Mauerfalls die ostereuropäische Wende weltweit für sich in Anspruch zu nehmen, obwohl sie in Polen mit dem Sieg der Solidarność-Bewegung bei den Wahlen am 4. Juni 1989 eingeleitet wurde, der am 24. August zu der

Mazowiecki-Regierung führte. Ein weiteres symbolisches Datum ist der 11. September 1989, als Ungarn die Grenze zu Österreich für die ostdeutschen Flüchtlinge öffnete. Ende Juni hatten sich die Außenminister Gyula Horn und Alois Mock getroffen. Das Foto, wie sie den „Eisernen Vorhang“ durchschnitten, ging damals durch die ganze Welt und ließ Hunderte von DDR-Deutschen nach Ungarn fahren, um von dort aus in den Westen zu fliehen. Im Herbst 1989 jagte eine friedliche Revolution die andere, am Ende des Jahres war das Einparteiensystem in allen realsozialistischen Ländern endgültig gebrochen. In den nächsten beiden Jahren erklärte eine Sowjetrepublik nach der anderen ihre Unabhängigkeit. Viele von ihnen konnten sich nicht auf die Erfahrung einer eigenen Staatlichkeit berufen. Deutschland konnte ob dieser Geschehnisse glücklich sein, seine Innenpolitik war dank dessen nicht von äußeren Mächten abhängig. Die sowjetischen Streitkräfte verließen gemäß der Vereinbarung auf der 2+4-Konferenz das Territorium der ehemaligen DDR 1994. Für Aleida Assmann scheinen diese Ereignisse jedoch nicht relevant zu sein.

1988 hatte ich auf einer Tagung in Berlin-Wannsee erklärt, dass, wenn Polen souverän werden sollte, es zur Wiedervereinigung komme. Die anwesenden Westdeutschen hielten mich für ein wenig unzurechnungsfähig und die anwesenden Polen meinten, dass sich die Großmächte Gott sei Dank keine Einheit wünschen würden. Meine Argumentation war, dass Russland sich vor einem starken Polen fürchte, es müsse ein Gegengewicht im Westen geben. Und es kam so. Mich wunderte daher auch nicht, dass die in der DDR stationierten Sowjetsoldaten am 9. November 1989 nicht in Bereitschaftsdienst gerufen wurden.

Assmann hat das vorliegende Buch in der Corona-Zeit verfasst, der sie nur Positives abgewinnen kann. Diese hätte, schreibt sie auf den letzten Seiten, einen internationalen Gemeinsinn geschaffen, es sei

„die wertvollste Zeit, die unsere Gesellschaft und pathetisch gesagt, die Weltgesellschaft seit langem hatte.“ (S. 297)

Alles in allem muss gesagt werden, dass es sich um ein sehr persönliches Buch handelt. Persönliche Darlegungen verlangen ein offenes Ohr, genaues Hinhören, kein Sich-Sperren. Es ist die Sicht einer deutschen, kurz nach dem Krieg in Nordrhein-Westfalen geborenen Intellektuellen, die einen gangbaren Weg für ihre Nation, ihren Staat sucht und diesen den Lesenden nahebringen möchte. Einwürfe, dass die theoretischen Grundlagen, auf denen ihr Verständnis von Nation ruht, nur bedingt auf andere Staaten, wie Großbritannien, das auf der Europameisterschaft mit vier Mannschaften – England, Nordirland, Schottland und Wales – vertreten war, die osteuropäischen, oder asiatischen übertragbar wären, dass das politische Geschehen auch von Kapitalinteressen, darunter selbstredend den deutschen, bestimmt wird und Kriege neuer Art drohen, würden das Problemfeld zu weit öffnen und dem Anliegen der Autorin nicht gerecht werden, die ihr Buch schließlich auch als einen Appell an die Bürger der Bundesrepublik auffasst: sie sollten diese als einen demokratischen Staat zu schätzen wissen und bereit sein, ihn gegen extreme Nationalisten zu verteidigen.

Zum Rezensenten:

Dr. habil. Karol Sauerland, Prof. em. für Germanistik, Warszawa und Torun.